



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

## I.

### Politische und literarische Skizzen.

#### Nationalität.

Noch nie ist die Heftigkeit der Nationalität so allgemein und tief empfunden worden, wie in diesen Tagen einer immer allgemeiner um sich greifenden, Alles gleich und glatt leckenden Weltbildung. Selbst die kleinsten Volksstämme, die von der Weltcivilisation am meisten bedroht werden, versuchen eine Schilderhebung gegen diese ungeheuerere Macht für ihre Eigenthümlichkeit in Sprache, Sitten und Bräuchen. Haben doch selbst die Finnen sich erhoben, um nicht Russen zu werden; die Kelten möchten sich von den Briten scheiden und bald finden vielleicht auch die von Wales ihren Tribunen. Es ist ein Kampf der Individualitäten gegen den Strom der europäischen Ideenwanderung, oder besser, es ist der Verdauungsprozeß der Cultur. Aber eine Cultur, wie die jetzige, ist unaufhaltbar in ihrem Lauf, ehe sie den Gipfelpunkt erreicht hat; ein Streit für die Nationalität wird daher immer nichtig und unglücklich sein, wenn er nicht zugleich ein Wettstreit in Cultur und Freiheit ist. Kleine und verlassene Völkerindividuen werden sich nur erhalten, wenn sie entweder sich zu beschränken und von allen höheren Bedürfnissen der civilisirten Welt zu emancipiren wissen, oder wenn sie den Inhalt der Civilisation in eigen Fleisch und Blut zu wandeln und individuell neuzugebären im Stande sind. Wer nicht verdauen kann, wird verdaut werden.

Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, hat das Schauspiel dieses „Völkerfrühlings“ seine sehr elegische Seite. Vereinsamte, im Schatten historischen Müßigganges oder Druckes verkümmerte Volksstämme, oft die letzten Enkel einst mächtiger Nationen, raffen sich plötzlich auf,

da ihnen das Rauschen des großen Stromes in's Ohr dringt, um die Gräber ihrer Väter zu schütten; plötzlich entwickeln sie Tugenden, die sie selbst nie geahnt und nie geübt haben, Eintracht, wo früher Zwietracht, Hingebung, wo früher Selbstsucht, Geisteschwung, wo früher thierische Stumpfheit herrschte. Und doch ist kaum eine Frage, daß bei Vielen diese tönende und klingende Agitation nur das Schwanenlied ihrer naturwüchsigten Selbständigkeit ist. Denn während diese Isolirten sich oft nur durch noch größere Isolirung, d. h. durch die Flucht, zu retten wännen, sieht man, wie selbst große und mächtige Nationen ihre Blutsverwandtschaft geltend machen und zu großen Massen zusammerrücken, um in der allgemeinen Bewegung festzustehen und sich siegreicher auszubreiten. Dänen, Schweden und Norweger schmieden am skandinavischen Bund und werden Deutschland bald die Hände reichen; selbst die panslavistischen Träume, so fabelhafte Ereigniffe zu ihrer Erfüllung gehören würden, sind ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit. Sie verrathen, daß die slavischen Völker ein dunkles Bewußtsein ihrer Schwäche als Individuen haben; sie, die in der Selbständigkeit nie zur rechten und dauernden Blüthe gelangen konnten, glauben durch die Verschmelzung eine neue Nation, eine Nation der Zukunft zu werden.

Die kleinen oder innerlich ohnmächtigen Völker können den Kampf für die Nationalität nur in äußerlicher und negativer Weise führen; sie hegen und pflegen die Feindseligkeit gegen alles Fremde, verschmähen trotzig oder verarbeiten mechanisch in fiebernder Hast, was ihnen das Ausland an Früchten der Kunst und Gesittung bietet; sie möchten oft lieber in die Barbarei zurück, als sich fremder Cultur hingeben und sie langsam verstehen und frei reproduciren lernen. Große Nationen dagegen, wenn auch noch so tief erschüttert, sind ihrer selbst sicher; nicht um das Dasein haben sie zu kämpfen, da an ihr Dasein der Bestand der Civilisation geknüpft ist, nur um Glanz und Größe, um Blüthe und Frucht kann es sich bei ihnen handeln. Ihr Nationalkampf ist ein positiver und geht im Ringen nach politischer Freiheit und Wohlfahrt auf. Wer diese fördern hilft, hat für die Nationalität mit gerungen, ohne fortwährend von Nationalität zu sprechen. Denn innere Kraft führt zur Macht nach Außen und erhöht den Stolz des Individuums auf die Nation, der es angehört.

So weit ist hoffentlich Deutschland schon, daß Niemand an der tief wurzelnden Kraft seiner Nationalität, an ihrer Wichtigkeit und Nothwendigkeit für den Fortschritt der Welt zweifeln wird; woran es fehlt, ist eben nur Blüthe und Frucht, ist die stolze und vertrauensvolle Freudigkeit am eigenen Leben und Wirken. Nicht durch den frommen Vorsatz, nicht durch die ewige Mahnung, daß dieses Gefühl Pflicht jedes guten Deutschen sei, wird man es im Volke erwecken, sondern durch Thaten und politische Erfolge, die der Nation würdig

sind; auch war von jeher nicht der Druck von Außen, sondern die innere Geschiedenheit und Zerklüftung der Erbfeind, der uns im Wett-eifer mit den Nationen hemmte. Man glaubt nicht mehr, in jener äußerlichen und bloß negativen Weise, welche die schwachen Völker charakterisirt, durch blinden Eifer und Argwohn gegen jeden Schatten eines fremden Worts oder Kleides sein Nationalgefühl beweisen zu müssen. Wir brauchen uns nicht mehr gewaltsam in ein Ur- oder Altdeutschland zurückzuschrauben und jeden Fortschritt, der aus dem gemeinsamen Boden europäischer Gesittung stammt, zu verdonnern, weil er nicht ausschließlich bei und für uns gewachsen ist; als wäre für die deutsche Nationalität keine Rettung als in der Flucht. Deshalb sind jene Richtungen einer trüben Zeit, die durch teutsche Hölle, teutsche Härte und teutsches Kaiserthum, durch lautes Geschrei gegen Außen und zahme Pantoffelgehorsamkeit im eigenen Hause ihren Patriotismus erschöpften; beinahe ganz verschwunden und in die praktischen Bestrebungen für Einigkeit und Freiheit umgeschlagen. Es fehlt leider nicht an zahlreichen traurigen Symptomen nationaler Schwäche; Taufende gibt es noch, ja ganze Volksstämme, die nur instinctmäßig Deutsche sind und das Gefühl, einer Nation vom edelsten und größten Beruf anzugehören, kaum der Ahnung nach kennen. Aber man hat eingesehen, daß es eitel ist, gegen die Symptome Krieg zu führen. Wenn der frische Lebensquell die Wurzeln tränkt, werden auch die Blätter grünen; wenn im Herzen Kraft und Vertrauen wohnt, werden auch die Augen leuchten. \*)

\*) Wir können uns nicht enthalten, für diese allgemeinen Raisonnements unseres Herrn Mitarbeiters ein Beispiel anzuführen, welches zugleich Gelegenheit gibt, uns mit Herrn Schuselka zu verständigen, der gegen eine wohl-gemeinte Bemerkung der „Grenzbote“ über seine Wiener Correspondenzen, sich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (Nro. 170.) verwahren zu müssen glaubte. Es ist in neuerer Zeit vielfach, und nicht ohne Grund, über das Benehmen und Gouvernantenwesen in Wien geklagt worden; Kinder vornehmer Familien, heißt es, lernen früher Französisch als Deutsch, und man glaube ihnen mit etwas Pariser Parfüm die vollendetste Bildung gegeben zu haben. Wir wissen nicht, ob es so arg ist; wir wollen es aber annehmen. Dann erkennen wir darin eine jener pädagogischen Verkehrtheiten, an denen es in unseren Residenzen nie gefehlt hat, und ein unlängbares Symptom nationaler Bewußtlosigkeit; aber man braucht keinen besonderen Accent auf das „Französische“, zu legen, und keine Gefahr für die Nationalität gerade darin zu sehen. Das nationale Bewußtsein würde nicht steigen, wenn dieses Steckpferd weggeworfen und dafür ein anderes Mode würde; denn diese Unsitte ist nicht der Grund, sondern gehört nur zu den vielen Anzeichen und äußeren Folgen der inneren Schwäche. Ein Publizist scheint uns daher allerdings „einseitig“, wenn er bloß gegen das Symptom polemisirt, statt auf den tiefern Grund hinzuweisen. Es wird wenig helfen, wenn man dem mobischen Wiener demonstribirt, er müsse stolzer auf sein Deutschthum sein, so lange man ihm nicht Gelegenheit verschafft, die gerechten Gründe dazu an sich selber zu erleben. Man arbeite für die Stärkung des österreichischen Deutschthums durch bürgerliche Emancipa-

## II.

## Aus Leipzig.

Leipziger auf Reisen. — Professoren, Buchhändler und Redacteurs. — Was Leipzig Noth thut. — Die Fremden. — Elegante Frauen. — Theater. — Reisende Directoren. — Russische Federhelden.

Dieser Tage ist eine lustige Karavane ernsthafter Leipziger nach Paris aufgebrochen, um die Wunder der französischen Industrieausstellung mit eigenen Augen kennen zu lernen. Fast jedes der Hauptelemente geistiger Betriebsamkeit hat bei der kleinen Karavane seinen Repräsentanten; außer mehreren Professoren (worunter die zwei von der Regierung dahin geschickten Commissäre sich befinden) schloß sich dem Zuge auch ein bekannter, ehrenwerther Buchhändler und der Redacteur einer geachteten Monatschrift an. Die Reise dieser Herren könnte für Leipzig von mannigfachem Nutzen sein. Nicht etwa, daß die Herren Professoren ein Stückchen vaterländischen Popses unter den Händen eines Pariser Friseurs lassen sollten, nicht daß der Buchhändler dort ein Beispiel sich nehmen sollte, wie man Autoren honoriren müsse, nicht daß der Redacteur die sechsunddreißigtausend Abonnenten des *Siècle* entführen und dem Literatenverein als Unterstützung hilfsbedürftiger Redactionen mitbringen soll — dies Alles werden die Herren ohnehin thun. Wir können darüber außer Sorgen sein. Wenn in Zukunft ein Journal wegen einiger Hundert Abonnenten in Verlegenheit sein wird, so wird es blos ein kleines Billet an Herrn Professor W. schreiben, und dieser wird von den mitgebrachten sechsunddreißigtausend alsogleich die nöthige Zahl besorgen. Wenn künftighin ein Schriftsteller Lust zu einem Landgut, zu einem Paar hübschen Reitpferden ic. haben wird, so wird er blos ein Buch der Verlags- handlung von W. und M. zum Drucke überlassen. Der Senat der Leipziger Universität wird, angeregt von den aus Paris zurückgekehrten entzopften Gelehrten, drei Tage Carcerstrafe für jeden Professor festsetzen, der in Zukunft der leifesten Pedanterie überwiesen wird. — Dies wäre also abgemacht. — Weniger Hoffnung ist für eine andere Sache. Unter der Karavane befindet sich ein hiesiger Stadtverordneter. Wird er auf seiner Reise durch die schönen Rhein- und belgischen Städte und endlich in Paris selbst Augen haben für Alles, was der Gemeinderath dieser Städte zur Verschönerung, zur höheren Bequemlichkeit der Einwohner wie der Fremden alljährlich für Schöpfungen

tion, durch die Erwerbung politischer Rechte und Freiheiten; dann wird das politische Element in Wien nicht blos durch seine liebenswürdige Geselligkeit und seine gemüthliche Sitte, sondern auch durch männlichen Charakter die fremden Elemente der Kaiserstadt beherrschen.

Die Red.

6

hervorruft. Und wenn er Augen dafür hat, und zurückgekehrt in seine Heimathstadt, seinen Collegen die schroffen Gegensätze, die zwischen der Verwaltung jener Städte und der der Stadt Leipzig herrschen, schildert, wird er Gehör finden? Wir zweifeln. Die Stadt Leipzig ist wie die Vos'sche Zeitung in Berlin. Während alle deutschen Blätter das altherkömmliche schmutzige Löschpapier allmählig abbestellt haben und ihr Format theils vergrößerten, theils ihren Druck verschönerten, erscheint die erwähnte Zeitung noch immer auf jenes graue Papier gedruckt, in demselben Formate, wie in alten Jahren. Warum sollen wir besseres Papier geben, Neuerungen machen -- sagen die Eigenthümer der Vos'schen Zeitung, wir haben dreizehntausend Abonnenten! Wir sind das verbreitetste Blatt Deutschlands trotz unseres schmutzigen Aeußern. Eben so spricht die Leipziger Stadtverwaltung: wozu Verschönerungen? Unsere Stadt ist trotz ihres häßlichen Aeußern dennoch die erste Messstadt Deutschlands, ja Europas! Wir lassen uns das Geld der Fremden wohl schmecken. Wozu sollen wir uns Auslagen machen? Dagegen läßt sich Nichts einwenden. Es ist schwer, Jemandem, der die Nothwendigkeit weißer Wäsche nicht begreift, erklärlich zu machen, warum der Mensch in's Bad gehen muß, auch wenn er sonst gesund und stark ist.

Daß andere Städte, die verhältnißmäßig nicht so reich sind, als das immer fetter werdende Leipzig, auf Pflasterung der Stadt, auf Erweiterung enger Straßen, auf den Bau von Frucht- und Gemüsehallen, auf Niederreißung alter, das Auge verletzender Gebäude, auf die Aufmunterung öffentlicher Vergnügungsanstalten ganz andere Summen, als die Handelsstadt an der Pleiße und Elster, die der wenig gereifte Goethe in einer humoristischen Stunde das kleine Paris nannte, verwenden, dies werden sich gewisse Leipziger Stadtbeamte wenig zu Herzen nehmen. Vielleicht hilft es mehr, wenn man sie darauf aufmerksam macht, wie eilig die Reisenden, welche nicht Messfremde sind, die Stadt durchjagen. Möge doch die Leipziger Stadtverwaltung den verschiedenen Hotels eine kleine statistische Tabelle abverlangen, um zu ersehen, unter wie vielen Fremden, die mit der Eisenbahn von Berlin nach Dresden und vice versa reisen, es solche gibt, die in Leipzig übernachten, wie viele die Stadt eines Aufenthaltes von vier undzwanzig Stunden würdigen? Wir begreifen, daß, was die Reisenden in Berlin suchen, Leipzig schwerlich bieten kann. Aber warum sucht es nicht mit Dresden den Wettstreit? Leipzig hat keine Gemäldegalerie; aber es hat dafür die viel größere geistige Bewegung entgegenzustellen, es ist ein Herd vieler ausgezeichneten Gelehrten und Schriftsteller, deren Namen einen weiten Klang haben. Dies wiegt bei manchem Reisenden so viel, als eine Galerie. Es sind Elemente geistiger Anregung, die Dresden entbehrt. Warum sucht man diese Keime einer höheren Gesellschaftlichkeit nicht für die Stadt auszubeu-

ten? Warum sucht man hiezu nicht den schönen Rahmen? Die mannigfache Außenseite? Nicht in zwei, nicht in fünf Jahren soll Leipzig mit Dresden concurriren können um die Gunst der Fremden; aber bei einem festen Plan der Verwaltung könnte es in zehn Jahren dem Reisenden die Wahl sehr erschweren, ob er in Leipzig oder in Dresden einen längeren Aufenthalt nehmen soll.

Wir sprechen hier gar nicht von den Einheimischen und den Ansprüchen, zu denen sie ein Recht haben, sondern nur von dem Nutzen und wieder von dem Nutzen; darauf hört man eher. Um Nichts zu versäumen, müssen wir übrigens auch die Frauen für unsere Ansicht stimmen. Die Leipziger Frauen sind den Dresdnern um Manches voraus; sie sind großstädtischer, eleganter. Aber sie laboriren an ihrer Stadt. Die elegante Leipzigerin versteht sich mit der ausgewähltesten Toilette, die Stoffe sind tout ce qu'il y a de plus beau, die Form des Schnitts ist nach dem letzten Journal, und doch fehlt ihnen das Beste, was anderen Großstädterinnen zu Gute kömmt: der Rahmen, die schönen Straßen, die der Toilette ihre Bedeutung geben. Zu einer eleganten Chaussee gehört ein gutes Trottoir, ein glattes Pflaster, zu einem chineesischen Sommershawl gehören Straßen, wo man nicht überall an einem hervorragenden schmutzigen Laden hängen bleibt, zu einem Federhut vollends gehört eine elegante Equipage und zu dieser wieder langgestreckte regelmäßige Straßen. Da nun dies Alles fehlt, so sehen die schöngeputzten Leipzigerinnen immer aus, als wären sie überladen, als hätten sie Dinge umgehängt, die nicht dahin gehören. Nur im Hause kann die Leipzigerin sich elegant zeigen, denn dort herrscht sie und nicht die Stadtverwaltung. Für die Straße ist aller Luxus unpassend und die schönen Leipzigerinnen thäten wohl, wenn sie zu ihren Gatten sagten: Lieber Mann, dieses Jahr verlange ich hundert Thaler weniger für meine Toilette, dafür aber gib diese Summe der Stadtkasse als Beitrag, damit wir doch endlich dieses fürchterliche Pflaster los werden, damit man den hübschesten Platz Leipzigs, den Markt, nicht für ein Paar Thaler durchsso häßliche Buden auch außer der Messe verrammeln und entstellen läßt, damit die Gemüswreiber nicht in der Mitte der Straßen sitzen, damit hier und da ein hübsches Monument nicht à la Bach gesetzt wird, damit die Direction des Theaters nicht durch eine übermäßige Pachtzahlung wieder gezwungen werde, uns eine Affenkomödie statt einer ordentlichen gezielten Bühne herzustellen u. s. w.

Mit Letzterem soll der neuen Bühnendirection, die im August hier ihre Thätigkeit beginnt, kein ungünstiges Horoskop gestellt werden. Vielmehr hört man, daß Herr Dr. Schmidt Vorbereitungen trifft, die eher ein Zuviel, als ein Zuwenig erwarten lassen. Vier Tenoristen; drei Liebhaber! Das ist in dieser stimmlosen und wenig feurigen Zeit sehr viel auf Einmal. Es gehen viele Bühnendirectoren

jetzt auf die Jagd nach Tenoren, Helden und Intriguanen. Herr von Künftner reist, Herr von Holbein reist, Herr Kapellmeister Guhr reist, der Kaiser Nikolaus reist; jeder will engagiren. Ob Herr Dr. Schmidt glücklicher war, als alle die Herren, das wird sich in den nächsten Monaten in Leipzig, Berlin, Wien, Frankfurt und St. Petersburg herausstellen. Herr Dr. Schmidt hat keine Celebritäten aufgefunden, wohl aber einige frische, strebsame junge Männer, die in dem journalreichen Leipzig Förderung ihres Rufes erhoffen, wozu ihnen Braunschweig, Hannover u. s. w. wenig Gelegenheit bot. Uebrigens hat auch Kaiser Nikolaus in dem journalreichen Leipzig in letzterer Zeit manche Stimme gewonnen. So z. B. das Pamphlet: „Oesterreich und Rußland“. Diese Schrift hat viel Glück gemacht, d. h. sie ist bereits in mehreren Journalen verdiensterweise beurtheilt worden, ein Schicksal, das sonst nicht jedem Buche zu Theil wird. Der Verfasser dieser glorreichen Schrift ist — wie man hört — ein zur Zeit in Leipzig sich aufhaltender junger Medicinæ Dr. Herr L. aus Brody in Gallizien; derselbe hat jedoch einige Zeit in Rußland gelebt und will wieder dahin zurückkehren, um sich dort zu etabliren. Sein Büchlein wird ihm hoffentlich Quartier machen!

### III.

#### Aus Berlin.

Die Preussische Allgemeine. — Dr. Spiker. — Bülow = Summerow. — Herzwegh's Schwiegervater. — Zwischen den Zeilen. — Unehnbare Häuser. — Bedecte. — Vermehrung des Staatsministeriums.

Von zwei Dingen hat sich nun unsere Hauptstadt bis zum Ueberdruß unterhalten: vom Actienwindel und von der Misserie der Allgemeinen Preussischen Zeitung. Ersterer wird hoffentlich mit dem laufenden Monat sein Ende erreicht haben, da die meisten Engagements auf Zeit mit dem Ultimo abgewickelt sein dürften. — Sie sehen, daß ich actienloser Literat mich auch ein wenig auf die Linguistik der Börsenmänner gelegt habe — und was die Allgemeine Preussische Zeitung nebst ihrer „Miserie“ betrifft — ein Wort, das sie selbst in die deutsche Publizistik eingeführt, indem sie damit die Meinung des Herrn Guizot und aller Derjenigen bezeichnete, die an das Verbrecherische der Juliordonnanzen Karl's X. glaubten — so versichert man, daß sie höchstens noch bis zu Ende dieses Jahres ihr Dasein fristen werde. Die Zahl ihrer Abonnenten wird immer kleiner; und wenn diese auch jetzt noch etwa dreitausend betragen mag — während sie in ihrer blühenden Zeit unter der umsichtigen Oberleitung von Philippshorn über neuntausend betrug — so reicht das treu gebliebene Häuflein doch nicht aus, um die durch ungeschickte Verwaltung enorm

groß gewordenen Redactions- und Druckkosten zu decken, so daß der König schon seit mehreren Jahren zehntausend Thaler jährlich zuschießen muß, was aber der den Werth dieser Zeitung sehr wohl erkennende Monarch höchstens noch bis zu Ende dieses Jahres thun will. Es heißt, daß sie alsdann zu dem Herrn Bibliothekar Dr. Spiker in Pension kommen soll. Letzterer ist nämlich Eigenthümer der Haude- und Spener'schen Zeitung und soll schon früher sich bereit erklärt haben, gegen eine Subvention das unter den gegenwärtigen Umständen sehr undankbare und den Absatz einer Zeitung eben nicht fördernde Geschäft der Vertheidigung aller Administrationsmaßregeln zu übernehmen. Es scheint jedoch, daß man sich über den Belauf dieser Subvention bisher noch nicht hat einigen können und daß es daher noch vorläufig bei der bisherigen Stellung der Spener'schen Zeitung sein Bewenden haben werde. Letztere soll in diesem Augenblicke etwa 6000 Abonnenten zählen, während die Vossische deren ungefähr fünfzehntausend besitzt.

Das Gerücht, daß der bekannte Publizist, Herr von Bülow-Cummerow um die Concession zur Herausgabe einer neuen, in Berlin zu begründenden politischen Zeitung sich bewerbe, erhält sich. Bei der ehrenwerthen Stellung dieses zwar durch Geburt und Besitzthum der höheren Aristokratie angehörenden, doch durch seine politische Gesinnung vollkommen unabhängigen Mannes läßt sich auch nicht zweifeln, daß ein von ihm geleitetes Blatt der Ausdruck des Landes und nicht einer bloßen Coterie sein, so wie daß es ihm an tüchtigen und gesinnungsvollen Mitarbeitern nicht fehlen wird.

Sie wissen, daß sich als Verfasser der eben so durch ihren Egoismus, wie durch ihre Lakaienhaftigkeit sich auszeichnenden Feuilleton-artikel der Allgemeinen Preussischen Zeitung gegen Herwegh und Mundt ein „plumper Schwab“ (S. Nathan der Weise, Act 1. Sc. 6.) bekannt hat; es heißt nun, daß der hier lebende Schwiegervater Herwegh's, ein geachteter Kaufmann, den Verfasser dieser Artikel sowohl, in welchen sein Sohn als parricida und suicida bezeichnet wurde, als den verantwortlichen Redacteur der Zeitung vor den Gerichten belangt habe. In dem neuesten Feuilleton dieses Blattes (Nro. 173.) wird übrigens in einem aus Rom datirten Artikel bei Gelegenheit der Schrift: „Bilder und Skizzen aus Rom, seinem kirchlichen und bürgerlichen Leben“ der geheime Gedanke seiner jetzigen Redaction ziemlich offen ausgesprochen. Es wird darin gesagt, wie sich aus einem Aufenthalt in Rom lernen lasse, daß sich in dem römischen Katholicismus manches altchristliche Element erhalten, das dem Protestantismus leider abgehe, und wobei ganz besonders auf die Kapitel über die Beichte, den Mariendienst und die Bruderschaften

hingewiesen wird. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird den Gedanken des Feuilletonisten vollkommen errathen.

Wie es heißt, sollen mit dem Ablauf ihrer Privilegien die gegenwärtig hier bestehenden unehrbaren Häuser gänzlich eingehen. Wir sind gewiß keine Verehrer und Vertheidiger dieser sittenlosen Wirthschaften, aber wir erinnern daran, daß ein ähnliches Verbot unter der Regierung der frommen Kaiserin Maria Theresia nicht wenig dazu beitrug, das damalige Wien in seinen ehrbaren Familien zu entsittlichen, und daß man daran die Nothwendigkeit erkannte, in großen Städten jene mit unseren gesellschaftlichen Einrichtungen verbundenen Uebelstände zu dulden, wenn auch dabei streng zu beaufsichtigen.

Ein Mann, der während der letzten Regierungsjahre des verstorbenen Königs viel genannt wurde, der Geheime Hofrath Wedecke, der von Herrn von Tschoppe sehr häufig zu geheimen Missionen gebraucht wurde, hat jetzt eine öffentliche Mission nach dem Auslande erhalten, indem er sich als preussischer Consul nach Galatz in der Moldau begeben wird.

Der längst angekündigte Austritt des Justizministers Mähler bestätigt sich zwar, jedoch mit der Modification, daß Herr Mähler eine neugebildete Abtheilung dieses Departements, nämlich das Ministerium für Begnadigungs- und Beschwerdeangelegenheiten erhält, während außerdem das Justizministerium in zwei Abtheilungen zerfällt: in eine für die altpreußischen Provinzen unter Leitung des bisherigen Geheimen Oberjustizraths und Domcapitulars Herrn von Bock, und in eine für die Rheinprovinz unter Leitung des bisherigen Directors im Justizministerium, Herrn Ruppenthal. Unser Staatsministerium wird dadurch wieder um zwei Mitglieder vermehrt.

Justus.

#### IV.

#### Notizen.

Russische Feldherrn. — Aus Königsberg. — Welp. — Der ewige Jude in Leipzig. — Merivale. — Die Repeal. — Marocco.

— Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die ausgezeichnetsten Feldherren, die Rußland seit seiner neueren Epoche gehabt hat, in Ungnade gestorben sind. Wie es scheint, kann der russische Staat eine geniale Individualität, die nicht bloß durch den Tschin, sondern durch selbständigen Geist dem Vaterlande dient, nicht ertragen. Sobald ein solcher Held volksthümlich geworden, hat seine Stunde geschlagen. Suwarow starb in Ungnade; neuerdings verkümmert ein Mann des Volks und der Armee, der berühmte Fermoloff, den der „Reisende am schwarzen Meere“ in der Augsburger Allgemeinen sehr fein skizzirt hat, in Kränkung und Gram über die erfahrene Ungnade. Selbst

Diebitisch, der nicht die Popularität der beiden Andern besaß, starb bekanntlich an einer — Krankheit aus Ungnade.

— Der Oberlandesgerichtsrath Crelinger ist richtig vom Staatsministerium, wegen seines Toastes auf Herwegh, als dieser in Königsberg war, degradirt, d. h. zur Versetzung in irgend ein kleines Nest verurtheilt worden, „um fern von Madrid nachzudenken“ über seinen Frevel. Das Bezeichnendste ist, daß der König ihn nicht begnadigt, sondern die Vollstreckung des Urtheils bis auf Weiteres suspendirt hat, d. h. Crelinger nehme sich jetzt in Acht, den geringsten Verstoß sich zu Schulden kommen zu lassen, sonst — die Ruthe steckt noch hinter dem Spiegel. — Dem Gustav-Adolph-Verein, der in Königsberg eine geistige, nicht eine geistliche Tendenz bekennt, wollten sich zwei Nichtevangelische anschließen, ein Katholik und der Verfasser der „Vier Fragen“, der bekanntlich Jude ist. Nur durch eine kleine Majorität, die noch dazu aus protestantischen Neophyten bestand, wurden die Beiden zurückgewiesen. — Das Cartel zwischen Rußland und Preußen ist, nach kurzem Schmollen, wieder hergestellt worden. — Während Kaiser Nikolaus in London war, wurde von der Polizei in Rheinpreußen auf die wenigen dort lebenden Polen vigilirt, weil offizielle Berichte über Polenbewegungen aus London eintreffen!! Waren diese „offiziellen“ Berichte etwa englische? Oder kamen sie durch einen Umweg über Petersburg?

— Treumund Welp, der auf die Gefahren der schlesischen Fabriknoth so oft wohlmeinend und mit großer Sachkenntniß hingewiesen hat, kam nach den letzten Ereignissen als Abgesandter seiner Gemeinde nach Berlin, um über manche Uebelstände Klage zu führen. Ein hochgestellter Staatsbeamter soll ihm in's Gesicht gesagt haben: das Treiben der „schlechten Presse“ und besonders Welp's publizistische Thätigkeit trügen die Hauptschuld an den schlesischen Unruhen! Der hohe Mann hätte eigentlich sagen sollen: Welp's Broschüren seien Schuld an der Theuerung der Lebensmittel und der Armut der Fabrikarbeiter.

— Das erste Bändchen des „ewigen Juden“ ist bereits in Leipzig (bei Kollmann) deutsch erschienen; und zwar erblickte die Uebersetzung in Kleinparis und das Original in Großparis an einem und demselben Tage das Licht der Welt. Man kommt wirklich in Versuchung, an Hererei zu glauben. Doch der ewige Jude hat gewiß Siebenmeilenstiefel an, und das Sprachkleid, das ihm der Uebersetzer (Herr Wesche) angebolmetst hat, verräth auch hinlänglich die Strapazen des forcirten Marsches, den er gemacht hat. Hoffentlich wird der mysteriöse Reisende jetzt Zeit haben, die Toilette zu wechseln, und aus andern Buchhandlungen, etwas eleganter gekleidet, hervorgehen.

— J. H. Merivale, von dem erst vor Kurzem gleichzeitig mit der Bulwer'schen eine Uebersetzung der Schiller'schen Gedichte durchgängig im Verhältniß des Originals erschien, starb am 25. April in seinem 65. Jahre, während er eine verbesserte zweite Auflage seiner Uebersetzung mit großem Fleiße vorbereitete. Er ist von deutscher Herkunft, — seine Großmutter mütterlicher Seits war eine Lübeckerin — lernte aber erst im späten Alter, aus Liebe zur deutschen Literatur, die deutsche Sprache. Als Frucht seines Studiums veröffentlichte er die Uebersetzung der lyrischen Gedichte Schillers, die an Treue die Bulwer'sche übertrifft, obgleich sie nicht immer die rhetorische Gluth des Originals mit gleichem Glück wie Bulwer erreicht hat.

— D'Connell's Haft ist keine so ritterliche mehr, wie anfangs; er darf keine Deputationen empfangen und ist in seinem Verkehr mit der Welt sehr beschränkt. Die Repealagitation scheint aber doch täglich an Intensivität und Hartnäckigkeit zu gewinnen. Welcher Geist in Irland herrschen muß, zeigt ein von allen Zeitungen erzählter Vorfall. Aus einer Freischule in Dublin sind mehrere irische Knaben ausgestoßen worden, weil sie sich geweigert hatten, den Repealknopf, das verbotene Abzeichen ihrer Partei, auch nur während der Lehrstunde abzulegen. Von solchem Eigensinn hat man wohl in Deutschland heutzutage keinen Begriff.

— Es wundert uns, daß die Heldengestalt Abd-el-Kader's noch keinen Poeten begeistert hat. Nicht einmal im Ballet hat man ihn und seine malerischen Schaaren angebracht. Der einzige Gewinn, den der Algierkrieg, außer ein Paar Büchern, der europäischen Cultur gebracht hat, ist — der Burnus. Vielleicht ist Marocco, das jetzt Mode wird, glücklicher. Poeten, die darauf reflectiren, sollten sich den Wind nicht entgehen lassen, den alle Zeitungen geben; das Kriegsgeschrei der Maroccaner besteht nämlich in einem dumpfen: Ha, ha, ha!

(Den unbekanntem Herrn Einsender einiger sehr interessanten Mittheilungen „von der polnischen Grenze“ ersuchen wir freundlichst, sich uns zu erkennen zu geben. So willkommen uns dergleichen Einsendungen wären, so können wir ihnen, so lange sie aus unbekannter Hand uns zukommen, keinen Platz in den Grenzboten einräumen.)

Die Redaction der Grenzboten.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrá.